

Astrid Deuber-Mankowsky

Geschlecht als philosophische Kategorie¹

Deuber-Mankowsky, Astrid (2001):
Geschlecht als philosophische Kategorie.
In: Die Philosophin, 23. Mai 2001, S. 11-30.

Ich werde mich heute dem Thema „Geschlecht/Gender als Kategorie“ aus der philosophischen Perspektive nähern. Dabei werde ich auf einige „Schwierigkeiten“ zu sprechen kommen, denen Sie mit Sicherheit selbst schon in Ihrem Studium begegnet sind. Etwa im Zusammenhang mit der inter- oder transdisziplinären Zusammenarbeit, zu der die Forschung entlang der Kategorie Geschlecht auffordert. Nun sind diese „Schwierigkeiten“, von denen heute die Rede sein wird, nicht solche, die man aus dem Weg räumen sollte. Vielmehr sind sie schon viel zu lange aus dem Weg geräumt worden, eben so lange, bis die feministische Forschung darauf insistiert hat, sie zu beachten.

Sie wissen vielleicht, daß Methode nichts anderes heißt als Weg? Forschendes Fragen entlang der Kategorie Geschlecht wäre also ein methodisches Vorgehen, das Schwierigkeiten, selbst wenn sie sich nicht auflösen ließen, selbst wenn sie in Paradoxa enden, nicht aus dem Weg räumt, sondern diese Schwierigkeiten auf sich nimmt. Das damit verbundene Versprechen – der Gewinn eines solchen Vorgehens – besteht darin, daß die Forschung sich näher an einer Realität bewegt, die immer komplexer ist als die Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Erkenntnis und Darstellung. Der Gewinn ist also eine größere Realitätsnähe. Diese Realitätsnähe geht mit einer Sensibilisierung für die Entstehungsgeschichte der Realität in ihrem doppelten Ursprung einher. Forschendes Fragen entlang der Kategorie Geschlecht trägt sowohl der empirischen Historizität der Realität Rechnung als auch der epistemischen, also einer Geschichtlichkeit, die die Konstitutionsbedingungen der Realität und ihre Wahrnehmung selbst angeht. Damit bedeutet Realitätsnähe nicht Unmittelbarkeit, sondern eine feinere Wahrnehmung der Vielfältigkeit der Realitätserfahrung, zu der auch die Erfahrung des Verfehlens und des Scheiterns gehört. Forschendes Fragen entlang der Kategorie Geschlecht hat mit anderen Worten nicht nur das Erkennen der Realität im Blick, sondern rechnet zugleich mit einem Verkennen, das der Wahrnehmung von Realität konstitutiv zugehört.

¹ Dieser Text basiert auf der Vorlesung „Geschlecht/Gender als philosophische Kategorie“ im Rahmen der fächerübergreifenden Einführungsvorlesung der Gender Studies im Wintersemester 2000/2001 an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Die Geschlechterdifferenz als unabschließbare Frage

Das Irritierende und das Faszinierende an dem Unternehmen der Geschlechterstudien hängt mit dem „Unmöglichen“ der Verbindung Geschlecht/Gender als Kategorie zusammen. Diese „Unmöglichkeit“, die man auch Schwierigkeit nennen kann, antwortet der angedeuteten Doppelursprünglichkeit der Realität. Sie steht also in einer Korrespondenz mit dem Verkennen, das der Realitätswahrnehmung eingeschrieben ist. Diese „Unmöglichkeit“, bzw. Schwierigkeit bestimmt den Aufbau des Studiengangs, seine transdisziplinäre Anlage, seine Offenheit und damit auch Ihre Arbeit und Ihr Studium.

Ich habe zwei Texte als Lesevorgabe für diese Vorlesung vorgeschlagen, die aus unterschiedlichen kulturellen Kontexten kommend, doch gleichermaßen „uneindeutig“ sein mögen. Beide stehen auf der Literaturliste für die Zwischenprüfung, ebenso der dritte Text, auf den ich im Laufe dieser Vorlesung noch zu sprechen kommen werde. Ich beziehe mich ausschließlich auf textuelle Grundlagen des Studienganges und möchte Ihnen, dies ist das Ziel der Vorlesung, auf der Basis dieser Grundlagen einige methodische Überlegungen und mit diesen ein wenig methodisches Handwerkszeug vermitteln.

Der eine der Texte ist von Judith Butler und trägt den Titel „Das Ende der Geschlechterdifferenz?“² Es ist die Übersetzung eines Vortrages, den sie 1996 in Zürich gehalten hat. Der Text ist also sechs Jahre nach *Gender Trouble*³ und drei Jahre nach *Bodies that matter* entstanden und bezieht sich direkt auf die 4. Welt-Frauenkonferenz, die im September 1995 in Peking stattfand. Der Text ist eine Reflexion auf die politischen Fragen, die sich in Peking im Umgang mit der Kategorie Gender ergaben. Butler nimmt darin eine Position zur Frage der Geschlechterdifferenz ein, die sich nicht unbedingt mit jener deckt, die sie in den vorausliegenden Büchern vorgeschlagen hatte. Sie nähert sich in diesem Aufsatz der Geschlechterdifferenz in einer grundsätzlich fragenden Haltung.⁴

² Butler, Judith, „Das Ende der Geschlechterdifferenz?“, in: *Interventionen 6*, Konturen des Unentschiedenen, Huber, Jörg und Heller, Martin (Hg.), Basel, Frankfurt a. M. 1997, S. 25–45.

³ Butler, Judith, *Gender Trouble*, Routledge, Chapman and Hall 1990. (In Deutsch ist das Buch 1991 unter dem Titel *Das Unbehagen der Geschlechter* erschienen. Übers. v. Menke, Katharina, Frankfurt a. M.) / Butler, Judith: *Bodies that Matter. On the Discursive Limits of „Sex“*, Routledge, New York, London 1993. (Deutsch: *Körper von Gewicht*. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Übers. v. Wördemann, Karin, Berlin 1995).

⁴ In einer jungst veröffentlichten kritischen Auseinandersetzung mit Judith Butlers Lektüre von Freud wirft Slavoj Žižek der Philosophin vor, daß sie die sexuelle Differenz mit der „sozialen Konstruktion von Geschlechtsidentität“ gleichsetze und eben damit die Kluft verdecke, welche die sexuelle Differenz durch den Horizont der Historizität eröffne. Trifft diese Kritik auf Argumentationen zu, die Butler in *The Psychic Life of Power* (Stanford, Stanford University Press 1997) vertritt, so zielt sie in bezug auf die Positionen in „Das Ende der Geschlechterdif-

Diese Haltung kündigt bereits das Fragezeichen im Titel „Das Ende der Geschlechterdifferenz?“ an. Butler meint die Frage ernst. In ihrer Antwort lenkt sie die Aufmerksamkeit auf die Verbindung der Geschlechterdifferenz mit der Form der Frage selbst. Aus dieser neuen Perspektive steht die Geschlechterdifferenz als Garantie für eine Offenheit, die nicht mehr und nicht weniger als die Unabschließbarkeit der Frage selbst garantiert. Butler beantwortet die Frage, ob die Geschlechterdifferenz mit der Kritik an der Heterosexualität an ihr Ende gekommen sei, mit einem Nein, da die Geschlechterdifferenz nicht im Modell der Heterosexualität aufgehe, sondern für die Unabschließbarkeit des Fragens und Infragestellens einstehe. Diese auf den ersten Blick verwirrende theoretische Antwort beinhaltet ein politisches Credo, das nach Butler – und darin ist sie sich mit der Autorin des zweiten Textes einig – auch theoretisch vertretbar ist. Dieses Credo lautet: Politische Überzeugungen dürfen nicht dazu führen, daß Fragen, die Zweifel an diesen Überzeugungen schüren würden, nicht gestellt werden dürfen. Denn andernfalls werde, so Butler,

„die Furcht vor dem Denken, ja die Furcht vor der Frage, als Verteidigung der Politik moralisiert. Und Politik wird zu etwas, das einen gewissen Anti-Intellectualismus erfordert. Die mangelnde Bereitschaft, seine Politik auf der Basis anliegender Fragen zu überdenken, bedeutet die Wahl einer dogmatischen Haltung auf Kosten von Leben wie Denken.“⁵

Dieses Plädoyer für eine selbstkritische Haltung bezieht sich auf einen konkreten Anlaß, der Butler selbst zum Überdenken eigener Positionen veranlaßt hat. Er hat mit der Verwendung des Begriffes „Gender“ in den politischen und ideologischen Kämpfen während und im Anschluß an die 4. Weltfrauenkonferenz zu tun. Anfang der 90-er Jahre war der Begriff „Gender“ – nicht zuletzt in der Folge von Butlers eigener Kritik an dem Begriffspaar Sex/Gender – von vielen Vertreterinnen der feministischen Theorie, ja, wie Butler einräumt, den meisten ihrer eigenen, engsten Bekannten, mit Verachtung belegt und verworfen worden. Nun hatte sich in den Diskussionen der 4. Weltfrauenkonferenz

ferenz?“ ins Leere. Hier vertritt Butler genau jene Auffassung, die Žižek einfordert, wenn er schreibt, der Status der sexuellen Differenz sei „nicht unmittelbar der einer kontingenten, sozio-symbolischen Bildung“ sondern verweise „... auf den ängstlichen Bereich, der dazwischen liegt: nicht länger Biologie und noch nicht der Raum sozio-symbolischer Konstruktion“. (Žižek, Slavoj, „Butler als Leserin Freuds“, in: ders.: *Sehr innig und nicht zu rasch*. Zwei Essays über sexuelle Differenz als philosophische Kategorie, Wien 1999, S. 47). Žižek versäumt es nicht, selbst darauf hinzuweisen, daß Butler in ihren „neueren Schriften“ sein Argument konzediere (Žižek, S. 47). Der bereits 1996 in Zürich gehaltene Vortrag ist zuerst in deutsch erschienen und wäre nach Žižeks Rechnung wohl zu den erwähnten „neueren“ Schriften Butlers zu zählen.

⁵ Butler, S. 29.

niemand anders als der Vatikan selbst auf die Seite der radikalen Gegner des Gender-Konzeptes geschlagen. So hatte der Vatikan verlangt, der Begriff „Gender“ müsse aus dem Programm der Nicht-Regierungs-Organisationen gestrichen werden, weil er ein Code sei für Homosexualität! Butler beschreibt ihre Überraschung über diese nicht vorherzusehende Koalition zwischen Vatikan und ihren eigenen Leuten, Feministinnen und VertreterInnen der Gay and Lesbian Studies, die den Begriff „Gender“ aus genau entgegengesetzten Gründen – eben wegen seiner Affinität zur heterosexuellen Matrix – ablehnten. Daraus zieht Butler die Folgerung, daß man, statt den Begriff Gender zu definieren und dann zu verabschieden, den Fragen weiter nachgehen müsse, die er aufwirft. So beschreibt sie ihre (revidierte) Haltung mit folgenden Worten:

„Meine Haltung ist, daß keine einfache Definition von „Gender“ genügen wird und daß die Fähigkeit, die Reisen dieses Begriffes durch die öffentliche Kultur zu verfolgen, wichtiger ist, als eine strikte und anwendbare Definition.“⁶

Ich möchte in diesem Zusammenhang – der Frage nach dem Verhältnis von Politik und Theorie, das auch das Verhältnis von Frauenbewegung und feministischer Theorie, bzw. Gender Studies betrifft, eine Bemerkung von der französischen Historikerin und Philosophin Geneviève Fraisse zitieren. Wie Judith Butler hält auch Fraisse nur ein solches politisches Credo für vertretbar, welches Zweifel schürende Fragen nicht scheut, ja mehr noch, als Konsequenz dem Nachdenken selbst entspringt. So schreibt sie zum Verhältnis von Politik und Denken:

„Vor allem in den USA, aber auch in Frankreich nennt sich die Forschung feministisch. Ein Individuum, das Forschung betreibt, kann feministisch sein, nicht aber die Forschung selbst. Dem Denken ein politisches Apriori vorzuschreiben scheint mir gefährlich, weniger weil ich ein Ideal wissenschaftlicher Neutralität, der ‚Objektivität‘ der Forschung verteidigen möchte, sondern weil die politische Stellungnahme nur eine Konsequenz der Arbeit sein kann, aber nicht der Ausgangspunkt.“⁷

Das Zitat ist eine Passage aus der Einleitung zu ihrem *Buch Geschlecht und Moderne. Archäologien der Gleichberechtigung*. Das erste Kapitel: „Einlei-

⁶ Butler, S. 34.

⁷ Fraisse, Geneviève, *Geschlecht und Moderne*. Archäologie und Gleichberechtigung, Horn, Eva (Hg.), Frankfurt a.M. 1995, S. 31. Hinweisen möchte ich Sie auf das – leider im deutschen Sprachraum unbemerkt gebliebene – bemerkenswerte Buch von Fraisse, *Geschlechterdifferenz*, Tübingen 1996, das in Frankreich (PUF 1996) ein kleiner philosophischer Bestseller ist. Viele der Thesen aus *Geschlecht und Moderne* sind dort systematisch ausgearbeitet.

tung – oder: Denkwege zur Geschlechterdifferenz“ ist der erste Teil des zweiten Textes, den ich als Lektüre für die heutige Vorlesung vorgeschlagen habe. Dessen zweiter Teil umfaßt das Kapitel „Die Geschichtlichkeit der Geschlechterdifferenz. Ein Programm für mögliche Lektüren“.

Auch für Geneviève Fraisse stellt die Frage nach der sexuellen Differenz nicht die Aufgabe dar, „eine Theorie der Geschlechterdifferenz zu konstruieren und zu stützen“, sondern die Frage nach der „Methode und der Erkenntnismöglichkeit“⁸. Dabei ist die Geschlechterdifferenz für Fraisse, das, was sie als das „Udenkbare“ bezeichnet und doch zugleich den Ausgangspunkt der Philosophie bildet. Die Philosophie steht nicht zufällig im Zentrum der Aufmerksamkeit von Fraisse. Der Grund liegt darin, daß sie in der Philosophie und in deren Zusammenspiel mit der christlichen Theologie den Ursprung jenes ahistorischen Verständnisses des Geschlechterunterschiedes vermutet, den es, wie wir sehen werden, aus politischen und aber auch aus Gründen des wissenschaftlichen Ethos zu kritisieren gilt. Fraisse hat die Geschlechterdifferenz einmal in einem schönen Bild als das „Ringlein“ bezeichnet, das, wie in dem Spiel „Ringlein, Ringlein, du mußt wandern“, das Spiel am Laufen hält, aber eben nur so lange, als es unsichtbar bleibt.

Ebenso wie für Butler geht es auch für Fraisse nicht darum, die Geschlechterdifferenz besser oder genauer zu definieren, sondern sie als diesen unruhe-stiftenden Ort, jene „Kluft“, wie es Butler ausdrückt oder, um mit Fraisse zu reden, als den Ort des Einfalles der Geschichtlichkeit in das Denken zu erhalten. Die Geschlechterdifferenz kontaminiert das wissenschaftliche Denken mit „Uneindeutigkeit“. Der Versuch, die Geschlechterdifferenz zu denken, ist eine stehende Herausforderung an die wissenschaftlichen Disziplinen, sich die Vorläufigkeit ihrer angeblichen Grundlagen, bzw. ihre Geschichtlichkeit bewußt zu halten.

Nun fällt bei beiden Autorinnen zugleich die hohe Wertschätzung des eigenständigen, des vorurteilskritischen Denkens auf, eine Lust an der Genauigkeit und das völlige Fehlen einer Angst vor dem Zweifel und dem Verlust an Objektivität oder Wissenschaftlichkeit. Vielmehr scheinen beide souverän, ja geradezu fröhlich mit der erhöhten Komplexität umzugehen, die der Realität zugemutet wird. So als ob die Realität für sie immer schon komplexer war, als in den wissenschaftlichen Disziplinen suggeriert. Das Eingeständnis, daß die wissenschaftliche Objektivität eine historisch und kulturell bedingte ist, die Erkenntnis, daß sie involviert ist in das konfliktuöse Spiel der Macht und zutiefst verwoben mit dem Denken der Geschlechterdifferenz führt weder für Butler

⁸ Fraisse, S. 22 f.

noch für Fraisse zu einer Abkehr vom wissenschaftlichen Denken, sondern, ganz im Gegenteil, zu einer leidenschaftlicheren Affirmation jener Eigenschaften, die die Wissenschaft für sich beansprucht: Das Hinterfragen von Evidenzen, die Kritik von Vorurteilen, das Aufdecken von Widersprüchen und das Suchen von neuen Methoden.

Das Bisherige zusammenfassend möchte ich festhalten: Die höhere Komplexität, die schärfere Genauigkeit, die Durchquerung liebgewonnener Evidenzen und Sicherheiten, die das Nachdenken entlang der Geschlechterdifferenz sowohl für Butler, wie für Fraisse nach sich zieht, hat nicht zur Folge, daß dieses Nachdenken die Realität verkompliziert. Vielmehr ist es gerade umgekehrt so, daß erst dieses Nachdenken einen Einblick in die sehr paradoxe „Realität“ ermöglicht. Das Denken entlang der Geschlechterdifferenz – die Butler mit Irigaray als unabschließbare Frage, als Frage an unsere Zeit (und nicht als Tatsache, bzw. Struktur) denkt, und Fraisse als das Undenkbare umschreibt, das allem Wissen vorausgeht und doch nicht Gegenstand des Wissens sein kann – ermöglicht einen höheren Grad an wissenschaftlicher Genauigkeit und einen damit gegebenen größeren Einblick in das Funktionieren unserer kulturellen Realität und der Geschichte und der Wissenschaften selbst. Aus eben dieser Einsicht und dem besseren Verständnis entspringt schließlich die Erleichterung und die Lust am Nachdenken, die die Texte sowohl von Butler als auch von Fraisse erfüllen.

Unterscheidung von Sex und Gender

Sie haben in den vorangegangenen Vorlesungen einen einführenden Überblick über die Geschichte der Gender-Studies gehört und einiges erfahren über die Geschichte der Unterscheidung von Sex und Gender. Eine Unterscheidung, die weder ins Deutsche, noch ins Französische⁹ einfach zu übersetzen ist. Nun hat es sich bei uns eingebürgert, dieser Schwierigkeit dadurch auszuweichen, daß man den englischen Begriff übernimmt und von „Gender“ spricht, statt von „Geschlecht“. Dabei stellt sich freilich die Frage, eine Frage, die sowohl Butler, wie auch Fraisse stellen, ob nicht mit dieser Schwierigkeit zugleich eine andere Schwierigkeit ausgeräumt wird, die mit der Kategorie Geschlecht selbst zusammenhängt. Ich möchte, um diese Schwierigkeit zu benennen noch einmal an die Gründe erinnern, die zur Einführung der Unterscheidung von Sex und Gender geführt haben.

⁹ Vgl. Fraisse, S. 40 ff.

Das Konzept des Sex/Gender Systems wurde von der Anthropologin Gayle Rubin 1975 eingeführt. In Ermangelung eines „eleganteren Ausdrucks“ hatte sie vorgeschlagen, „die Vorkehrungen, durch die ein Gesellschaftssystem biologische Geschlechtlichkeit in Produkte menschlicher Aktivität transformiert und innerhalb deren diese transformierte Sexualbedürfnisse befriedigt werden“, das „Sex/Gender System“¹⁰ zu nennen. In der Folge wurde Gender zum Begriff für das kulturelle, bzw. soziale Geschlecht, jenes, das sich mit der Geschichte und der Kultur verändert. Sex dagegen bezeichnete die körperliche bzw. die biologische Differenz. Damit war eine Möglichkeit gefunden, die Geschlechtsidentität von der körperlichen Bestimmtheit zu lösen und die Veränderbarkeit von Frausein zu denken und zu begründen. Biologie war nun kein Schicksal mehr.

Zugleich hat man jedoch mit der Trennung von Sex und Gender – ohne sich dies bewußt zu machen – die Trennung von Natur und Kultur fortgeschrieben. Damit wurde festgeklopft, was die Grundlage für die Identifizierung des Weiblichen mit der Natur bildete und die Voraussetzung für die dessen Verbannung aus dem Raum der Geschichte lieferte. Es also ist leicht einsichtig und es war Butler, die in ihrem Buch *Gender Trouble* die Kritik formulierte, daß sich in dieser Unterscheidung Sex/Gender die Unterscheidung fortsetzt, die doch zugleich die Grundlage für jene Konstante abgab, die die patriarchale abendländische Kultur bestimmte: die hierarchisch strukturierte Differenz der Geschlechter, die das Weibliche als das Andere des Männlichen – sei es, wie in der Antike, das defizitär Andere oder wie in der Moderne, das komplementär Andere – bestimmt. Es scheint also ganz offensichtlich einen Zusammenhang zu geben zwischen der Entgegensetzung von Natur und Kultur, der Entgegensetzung von männlich und weiblich und jener von Sex und Gender. Diese Erkenntnis stimmt bedenklich – sie stimmt auch Butler und Fraisse bedenklich, die in der Folge der Differenzierung von Sex und Gender beide kritisch gegenüber stehen.

So gibt Butler zu bedenken,

„... daß die Debatten in bezug auf die theoretische Priorität der Geschlechterdifferenz gegenüber gender, von gender gegenüber Sexualität, von Sexualität gegenüber gender allesamt von einem anderen Problem durchkreuzt werden, von einem Problem, das die Geschlechterdifferenz darstellt, nämlich von der ständigen Schwierigkeit zu bestimmen, wo das Biologische, das Psychische, das Diskursive, das Soziale anfangen und aufhören.“¹¹

¹⁰ Rubin, Dayle, „The Traffic in Women: Notes on the Political Economy of Sex“, in: *Toward an Anthropology of Women*, Rayna R. Reiter (Hg.), New York 1975, S. 157–210, S. 159.

Butler warnt also davor, mit der Differenzierung von Sex und Gender das über Bord zu werfen, was die Geschlechterdifferenz in ihrer Unentschiedenheit zwischen Natur und Kultur, zwischen Sozialem und Biologischen und zwischen Körper und Denken schwankend, als stetige Irritation aufwirft. Sie warnt davor, die Infragestellung der Opposition von Natur und Kultur zu vergessen, die verschränkt ist mit all jenen Oppositionen, die die feministische Wissenschaftskritik eingehend und ausdauernd kritisiert hat: jene von Körper und Geist / schwarz und weiß / Materie und Form / arm und reich ... Die Reihe läßt sich fortsetzen. Es sind allesamt Gegensätze, in denen sich die logische Differenz durch eine bewertende Hierarchisierung der verglichenen Pole herstellt. Als unabschließbare Frage unterspült die Geschlechterdifferenz diese auf Oppositionen und auf Hierarchisierungen beruhenden Differenzen. Um diesen grenzunterspülenden Effekt zu betonen, schlägt Butler vor, die Geschlechterdifferenz als „schwankende Grenze“ zu verstehen, die – und das ist das Ausschlaggebende – eine stetige Neuformulierung und Neuartikulation der Begriffe Natur, Kultur, Mann, Frau, Geschlechter, Körper etc. evoziert. Sie faßt zusammen:

„So wie ich sie verstehe, ist die Geschlechterdifferenz ein Ort, an dem wieder und wieder eine Frage in bezug auf das Verhältnis des Biologischen zum Kulturellen gestellt wird, an dem sie gestellt werden muß und kann, aber wo sie, strenggenommen, nicht beantwortet werden kann. Wenn wir sie als eine Grenzvorstellung verstehen, so hat die Geschlechterdifferenz psychische, somatische und soziale Dimensionen, die sich niemals gänzlich ineinander überführen lassen, die aber deshalb nicht letztlich voneinander abgesetzt sind. Schwankt die Geschlechterdifferenz also hin und her, als eine schwankende Grenze, die eine erneuerte Artikulation dieser Begriffe ohne jede Vorstellung von Endgültigkeit verlangt? Ist sie daher kein Ding, keine Tatsache, keine Vorannahme, sondern vielmehr ein Verlangen nach erneuter Artikulation, das niemals zur Gänze verschwindet – aber das sich ebensowenig jemals zur Gänze zeigen wird?“¹²

Was heißt das nun für die Sex/Gender Unterscheidung? Butler votiert auch in Bezug auf diese Unterscheidung für eine bestimmte Unentschiedenheit. So hat spätestens die ungewollte Koalition mit dem Vatikan deutlich gemacht, daß die Verwerfung des Begriffes Gender ebensowenig eine Lösung bedeutet, wie ein striktes Festhalten an ihm. Warum die Trennung von Sex und Gender ebenfalls in eine Sackgasse führt, haben wir bereits gesehen. Sie schreibt sich in die Opposition von Natur und Kultur ein und diese fort. Dagegen führt eine Auf-

¹¹ Butler, S. 35.

¹² Butler, S. 35.

hebung der Trennung von Sex und Gender zur Identifizierung von Sex mit Gender oder Gender mit Sex und damit ebenso zu einer Vereindeutigung. Es kann also nicht darum gehen, wie Butler in *Bodies that Matter* nahelegte, den Körper in der kulturellen Konstruktion aufgehen zu lassen. Denn das hieße ebenso, die „Geschlechterdifferenz“ ruhig zu stellen, wie es bei einer radikalen Trennung der Fall ist.

Dazu Butler:

„Die Regulation von gender war schon immer ein Teil der Arbeit heterosexistischer Normativität, und auf der radikalen Trennung von Gender und Sexualität zu beharren, heißt die Gelegenheit verpassen, diese spezifische Operationsweise homophober Macht zu analysieren.“¹³

In der Folge ihrer Kritik an dem Sex/Gender System zieht Butler es vor, anstelle des Begriffs Gender jenen der Geschlechterdifferenz zu benutzen. Sie bezieht sich dabei auf die französische Philosophin und Psychoanalytikerin Luce Irigaray. Irigaray hatte in der 1984 erschienen *Éthique de la Différence Sexuelle* ihre Überlegungen zur „Différence Sexuelle“ mit jener Aussage eingeleitet, an die Butler in ihrem 13 Jahre später entstandenen Vortragstext anknüpft, nach der die Geschlechterdifferenz eine Frage, genauer die Frage an unsere Zeit, die Frage sei, die unserer Zeit aufgegeben sei. Irigaray benutzt den Begriff „Différence sexuelle“ und nicht den Ausdruck „Différence des Sexes“, der eher dem deutschen Begriff „Geschlechterdifferenz“ entspräche. „Différence Sexuelle“ wird in der deutschen Übersetzung von Butlers Aufsatz jedoch mit „Geschlechterdifferenz“ übersetzt. Ich würde, obwohl es sich nur um Nuancen handelt, den Begriff „sexuelle Differenz“ vorziehen. Vielleicht, weil es eben gerade auf die Nuancen ankommt. Aber auch, weil „Geschlechterdifferenz“ eher an jene Erscheinungsform der symbolischen Differenz erinnert, die sich als heterosexuelle Normativität oder als Geschlechtermetaphysik etabliert hat, während „sexuelle Differenz“ deutlicher das Rätsel bezeichnet. Als dieses Rätsel ist die sexuelle Differenz gerade nicht mit der, um Žizek zu zitieren, „bereits errichtete(n) symbolische(n) Differenz (heterosexuelle Normativität)“ identisch, sondern bezeichnet dasjenige, „was sich dem Zugriff normativer Symbolisierung für immer entzieht“.¹⁴

Diese Übersetzungsprobleme führen, immer noch im Zusammenhang mit dem Gender-Konzept und dessen Kritik, von der sexuellen Differenz zu anderen Differenzen: einmal zur Differenz zwischen den Diskussionen, wie sie in

¹³ Butler, S. 37.

¹⁴ Žizek, „Judith Butler als Leserin Freuds“, S. 42.

den USA und in Frankreich geführt werden. Und dann zum Unterschied zwischen der Art, wie die Diskussionen über die Kategorie Geschlecht in der Philosophie bzw. den Kulturwissenschaften einerseits und den Sozialwissenschaften andererseits geführt werden. Dieser Unterschied berührt die Frage der Inter- und Transdisziplinarität und trifft sich nicht zufällig mit der Aufteilung der Disziplinen in den Wissenschaftsschwerpunkt 1 und den Wissenschaftsschwerpunkt 2 in unserem Studiengang.

Sind wir gewöhnt, bei der französischen Diskussion über die Geschlechterdifferenz an Luce Irigaray, an Julia Kristeva oder Hélène Cixous – alle Schülerinnen von Jacques Lacan – an Jacques Lacan selbst und vielleicht noch an Sarah Kofmann und Jacques Derrida zu denken, so belehrt uns Geneviève Fraisse darüber, daß diese in den USA als „French Feminism“ gehandelte Theorierichtung in Frankreich selber *nicht* als Feminismus verstanden wird.

In Frankreich, so betont Fraisse, sei das feministische Denken in den siebziger Jahren vor allem in der Soziologie und der Geschichtswissenschaft aufgenommen worden und hätte in diesen Wissenschaften auch sein politisches Selbstverständnis gefunden:

„Das von der Soziologie geleistete Studium der Herrschaftsmechanismen sowie die von der Geschichtswissenschaft durchgeführte Reflexion subversiven Handelns fanden ihre Umsetzung in der politischen Aktion.“¹⁵

Was in den USA und auf dem Umweg über die USA auch bei uns als „French Feminism“ wahrgenommen wird, fungiert in Frankreich dagegen einfach unter „Philosophie“. Dabei ist freilich zu betonen, daß sich die französische Philosophie, anders als die deutsche, auf jene beiden Wissenschaften beziehen, die bereits vor mehr als einem Jahrhundert die Geschlechterdifferenz zum Forschungsgegenstand erhoben, thematisiert und strukturiert haben, *ohne* damit feministische Ziele zu verfolgen. Die eine dieser Wissenschaften ist die Anthropologie, vor allem repräsentiert durch Claude Lévi-Strauss, die andere die Psychoanalyse. Fraisse faßt die Situation folgendermaßen zusammen:

„Zugleich befaßte sich die Philosophie zunehmend mit der Geschlechterdifferenz, wie man an einigen Publikationen ablesen konnte, aber merkwürdigerweise verflochten sich beide Strömungen, ohne sich gegenseitig zu befruchten. Im Zuge eines gesteigerten Interesses für die ‚Continental philosophy‘ wurde die philosophische Fragestellung unter dem Namen ‚French Feminism‘ ins Ausland exportiert, während die französischen Forscherinnen – die sich damals zugleich als Aktivistinnen verstanden –, es vorzogen, die Problematik im Rahmen der Sozialwissenschaft

¹⁵ Fraisse, S. 23.

zu behandeln. (...) Während also in den USA die Geschlechterdifferenz im Rückgriff auf Michel Foucault, Jacques Derrida, Jean-Francois Lyotard, Luce Irigaray, Hélène Cixous u. a. theoretisiert wurde, und sich dabei Philosophie und Politik in einer ideologischen Weise vermischten, verschärfte sich in Frankreich allmählich die eher politische als philosophische Konfrontation zwischen dem von Simone de Beauvoir übernommenen Bestreben, die Gleichheit der Geschlechter zu proklamieren und ihre Differenz herunterzuspielen einerseits und andererseits dem aus der Psychoanalyse hervorgegangenen Bewußtsein für die Anerkennung dieser Differenzen. Gleichheit (identité) versus Differenz – das ist in Frankreich die Gegenüberstellung, ein philosophischer Gegensatz, der unmittelbar mit dem politischen Gegensatz zwischen Gleichheit (égalité) und Differenz verbunden ist.“¹⁶

Wir können beobachten, daß zwischen dem französischen feministischen Denken und der „Philosophie der Geschlechterdifferenz“ ein Konflikt virulent ist, der sich in gewisser Hinsicht auch in den Diskussionen zwischen dem Wissenschaftsschwerpunkt I und II in unserem Studiengang widerspiegelt und letztlich auf eine politische Frage hinausläuft.¹⁷

Welche Lösung schlägt Fraisse vor? Sie nimmt für keine der beiden Seiten Partei, sondern bindet die Frage des Verhältnisses von Gleichheit und Differenz der Geschlechter in die allgemeinere Frage nach dem Verhältnis von Gleichheit und Gleichberechtigung von Differenzen ein. Innerhalb dieser allgemeineren Frage erscheint die Geschlechterdifferenz als eine Differenz unter

¹⁶ Fraisse, S. 23.

¹⁷ Um einen möglichst hohen Grad an Interdisziplinarität zu garantieren, wurde der Studiengang in zwei Wissenschaftsschwerpunkte eingeteilt. Der betreffende Absatz §5 (3) in der Studienordnung lautet:

„Der MTSG Geschlechterstudien/Gender Studies ist interdisziplinär konzipiert und gliedert sich sowohl im Grundstudium als auch im Hauptstudium in zwei Wissenschaftsschwerpunkte. Im ersten Wissenschaftsschwerpunkt stehen gesellschaftswissenschaftliche und anwendungsorientierte Fragestellungen im Vordergrund. Dazu gehören die Geschlechterforschung in den Sozialwissenschaften, den Erziehungswissenschaften, den Rechtswissenschaften, der Agrarwissenschaft, der Medizin und der Sexualwissenschaft.

Der zweite Wissenschaftsschwerpunkt umfaßt die Wissenschaften mit geistes- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. Dazu gehören die Geschlechterforschung in den Sprach- und Literaturwissenschaften, Kultur- und Kunstwissenschaften, Asien- und Afrikawissenschaften, den Geschichtswissenschaften, der Europäischen Ethnologie sowie der Theologie.“ (Die ganze Studienordnung ist auf der Web-Seite der Gender Studies unter folgender Adresse nachzulesen: <http://www2.hu-berlin.de/genderstudies/index.html>). Der inter- und transdisziplinäre Austausch zwischen den Lehrenden der beiden Wissenschaftsschwerpunkte findet in regelmäßigen Treffen und Symposien statt. Dort finden auch die erwähnten, kontroversen Diskussionen statt. (Vgl. dazu näher die Statements unter „2. Interdisziplinarität – Einlösung eines Anspruchs im Magisterstudiengang Geschlechterstudien/ Gender Studies“ in: *ZfF Bulletin* 19/1999. Institutionalisierung und Interdisziplinarität. Frauen- und Geschlechterforschung an der HU. Zentrum für Interdisziplinäre Frauenforschung an der Humboldt-Universität zu Berlin (Hg.).

(vielen) anderen. Von da aus konstatiert Fraisse, daß sich die eigentlich philosophische Debatte, die sich im Diskurs über die sexuelle Differenz verbirgt, um den Begriff der Differenz als solcher drehe, – daß sich also in der Frage der sexuellen Differenz jene allgemeinere Frage verberge, wie überhaupt Gleichheit im Sinne der Gleichberechtigung angesichts der Wirklichkeit von Differenzen zu denken sei. Der nächste Schritt führt von dieser allgemeineren Frage nach der Differenz als solcher wieder zurück zu jener nach der sexuellen Differenz im besonderen. Dabei erweist sich die allgemeinere Frage nach der Differenz als die in der sexuellen Differenz *verborgene* philosophische Frage. Wir können nun, wenn auch nicht die Frage der sexuellen Differenz, doch die Frage beantworten, worin das Interesse an einer schnellen Erledigung der Frage der sexuellen Differenz besteht. Denn was deutlich wurde ist, daß die vermeintliche und voreilige Beantwortung der Frage nach dem Wesen der Geschlechterdifferenz die philosophische Frage nach der Differenz als solcher verstellt. Damit überdeckt sie eine grundlegende Verlegenheit, in der sich die Philosophie befindet. Sie verstellt die Unmöglichkeit der Philosophie, die Frage der Differenz abschließend zu beantworten.

Um auf die verborgene philosophische Frage zu stoßen, muß man also die „Unmöglichkeit zu fragen“, überwinden, die sich auf die angebliche „Evidenz“ der Differenz der Geschlechter stützt. Diese „Evidenz“ speist sich aus der „Evidenz“ der biologischen Gegebenheit des Geschlechterunterschiedes. Wir sehen: Dem Kreislauf „Biologie ist Schicksal“ ist nur dann zu entkommen, wenn die Geschlechterdifferenz als sexuelle Differenz und diese als „unab-schließbare Frage“ (Butler) oder als ein „unruhestiftender Ort im Denken“ (Fraisse) begriffen wird. Ein an diesem Verständnis der Kategorie Geschlecht orientiertes Forschen widersetzt sich der Festschreibung und Vereindeutigung, die mit einer Wesensdefinition dessen einhergeht, was eine Frau und ein Mann ist, bzw. was sie sein sollen.

Bezeichnet Butler die sexuelle Differenz als „schwankende Grenze“, so betont Fraisse im Zusammenhang mit der philosophischen Frage der Differenz das „permanente Gleiten vom Allgemeinen zum Besonderen“ als „einen wesentlichen Mechanismus im Diskurs über die Differenz der Geschlechter“¹⁸. Dieses Schwanken und Gleiten hat zur Folge, daß man das Spezifische der Geschlechterdifferenz notwendig verfehlt, wenn man versucht, sie zum Forschungsgegenstand zu machen. Fraisse schlägt statt dessen vor, daß ein Forschen entlang der Kategorie Geschlecht die Geschlechterfrage nicht isolieren sollte, sondern sie im Kontext ihrer „Nachbarschaften“ indirekt zu thematisie-

¹⁸ Fraisse, S. 42.

ren. Mit diesen „Nachbarschaften“ sind die entsprechenden Diskurse gemeint, die jenen der „Frau“ umgeben, wie die Diskurse des Kindes, der Wahnsinnigen, des Arbeiters, des Juden, des Kolonialisierten, des Tiers. Damit verbindet sich die Arbeit entlang der Kategorie Geschlecht mit den Untersuchungen entlang der Kategorien „Race“ und „Class“.

Wir haben vorhin gesehen, daß im Englischen auf die Unmöglichkeit mit der Unterscheidung von Sex und Gender geantwortet wurde. Butler hatte sie im Rückgriff auf Irigaray und damit im Rückgriff auf den sogenannten „French Feminism“ kritisiert, weil sie dazu führen könne, die sexuelle Differenz zu beruhigen. Aus einer anderen, der Richtung der Soziologie kommend lehnt auch Fraisse die Unterscheidung Sex/Gender aus dem gleichen Grund ab wie Butler. So führt die sexuelle Differenz, eben weil sie das Unmögliche zusammenführt und Kultur mit Natur verflucht, zu einer Aporie, die, so Fraisse, als eine positive Aporie zu verstehen sei:

„Das Zusammenspiel von Gleichheit und Differenz ist eher eine positive Aporie als eine nur unfruchtbare Alternative, und die Tatsache, daß es eine Aporie ist, d. h. daß man die Begriffe zusammen und nicht getrennt denken muß, ist alles andere als eine gedankliche Sackgasse. Eine solche Sackgasse scheint mir die Gegenüberstellung von biologischen Argumenten und der Analyse einer sozialen Konstruktion der Geschlechter zu sein, die zu sehr an die alte Opposition ‚Natur/Kultur‘ erinnert.“¹⁹

Statt dessen drängt sie darauf, die Geschlechterdifferenz unter der Vorgabe ihrer „Geschichtlichkeit“ zu denken. Dies bedeutet, daß auch der Gegensatz zwischen Natur und Kultur, bzw. zwischen Geist und Körper bzw. zwischen Biologie und Sozialem und damit das Faktum der Biologie selbst befragt und in seine geschichtlichen Entstehungsbedingungen eingebunden werden soll. Die Radikalität dieses Denkens der Geschichtlichkeit, liegt darin, daß es ein methodisches Vorgehen ermöglicht, in dem weder die Natur auf Kultur noch umgekehrt Kultur auf Natur reduziert wird. Ebenso wenig wird in diesem Vorgehen an der Differenz zwischen Natur und Kultur. Statt dessen eröffnet es die Frage, was denn alles davon abhängt, daß das Verhältnis zwischen Natur und Kultur – und damit parallel das Verhältnis der Geschlechter – festgeschrieben und vereindeutigt wird, was immer einer, um mit Butler zu reden, „Ruhigstellung“ oder einem Ausräumen der Schwierigkeiten gleichkommt. Sowenig wie eine Entscheidung: Natur oder Kultur, bzw. Körper oder Geist ist mit diesem methodischen Verfahren, das nach der Geschichtlichkeit der Geschlechterdifferenz fragt, eine eindeutige Präferenz einer wissenschaftlichen Disziplin zu

¹⁹ Fraisse, S. 31.

haben. Vielmehr muß sich jede Disziplin auf die eigene Geschichtlichkeit und die Art ihrer Grundlegung befragen lassen.

Dieses Vorgehen hat mindestens zwei Enden und zwei Zielrichtungen: Was die politische Frage angeht, so eröffnet es in Richtung auf die Zukunft das Denken von Veränderungsmöglichkeiten, also neue Denkmöglichkeiten in bezug auf eine nichthierarchische Ordnung der Geschlechter (die vielleicht eher eine Unordnung der Geschlechter sein wird). Zugleich kann das freilich nur über die entgegengesetzte Richtung in die Vergangenheit, durch die Erforschung der Geschichte erfolgen. Dabei trägt Geschichtsschreibung entlang der Kategorie Geschlecht, wie ich bereits eingangs angedeutet habe, sowohl der empirischen Historizität der Realität Rechnung als auch der epistemischen. Sie erfolgt m.a.W. entlang der Frage nach der Geschichte des Wissens und der Wissenschaften.

Eben weil die sexuelle Differenz kein klar definierter, wissenschaftlicher Gegenstand ist wie andere, unterstreicht Fraisse die Notwendigkeit von konkreten, historischen Untersuchungen²⁰, um ein Wissen über die Geschlechterdifferenz zu konstituieren. Man braucht, wie sie schreibt, „Untersuchungen, um überhaupt die Frage nach dem Gegenstand eines solchen Wissens stellen zu können.“²¹ In dieser historischen Ausrichtung unterscheidet sie sich vielleicht am deutlichsten von Butler und ich möchte ihren Appell als methodischen Rat an Sie weitergeben: Die Frage nach der Geschlechterdifferenz zu verbinden mit einer konkreten Untersuchung und die Tauglichkeit jeder theoretischen Konstruktion daran zu messen.

Ich möchte nun zum Abschluß entlang eines Textes aus dem ersten Band der *Geschichte der Frauen*²² die Frage nach der Kategorie Geschlecht fortsetzen. Ich möchte mit Ihnen einen Ausflug in die Antike machen, um am Beispiel des griechischen Philosophen Aristoteles (384/3–322/1 v.u.Z.) konkret vorzuführen, in welcher Weise die Geschlechterdifferenz die Differenz Kultur/Natur bzw. Geist/Körper durchkreuzt. Ich werde dazu ein wenig auf Aristoteles eingehen, der nicht nur als Ahnherr der Biologie gilt, sondern die wissenschaftliche Philosophie selbst und mit ihr die philosophiedurchleuchteten Einzelwissenschaften begründet hat. Dies bietet sich im Rahmen einer Einführungsvorlesung zum Thema „Geschlecht als philosophische Kategorie“ um so mehr an, als Aristoteles zugleich der Begründer der Kategorienlehre ist.

²⁰ Fraisse, S. 38.

²¹ Fraisse, S. 38.

²² *Geschichte der Frauen*, 5 Bände, Duby, Georges und Perrot, Michelle (Hg.) Frankfurt a. M., New York 1993–1997. Geneviève Fraisse gab zusammen mit Michelle Perrot den 4. Band über das 19. Jahrhundert heraus.

Die doppelte Bedeutung von Genos und ihre Konsequenzen im Logischen und Imaginären

Verbunden mit der Erforschung der Fortpflanzung war Geschlecht sowohl in den Naturwissenschaften als auch in der Philosophie seit den ersten Anfängen der Wissenschaft einer der zentralen Gegenstände der wissenschaftlichen Neugier – und ist es in der Genetik und der gentechnologischen Forschung bis heute. Die etymologische Verwandtschaft von Gen, Genus und Gender, die sich im deutschen „Geschlecht“ widerspiegelt, ist kein Zufall, sondern durchaus signifikant.

Nun besteht, was allerdings erst die feministische Wissenschaftskritik und in deren Folge die Geschlechterstudien zu einem eigenen Forschungsthema machten, ebenfalls seit den Anfängen der Wissenschaft eine unsichtbare und höchst bedeutsame Verbindung zwischen dem Geschlecht als Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung und der Reflexion auf die Wissenschaftlichkeit dieser Betrachtung. Diese im Unsichtbaren sich herstellende und das Unsichtbare suchende Verbindung zwischen dem Geschlecht als wissenschaftlichen Gegenstandes und dem Geschlecht als Substitutes der Substanz und als Referenz der Wissenschaftlichkeit möchte ich im Folgenden am Beispiel von Aristoteles Behandlung der Geschlechterdifferenz in aller Kürze herausarbeiten.

Sein Werk leitete nicht nur den Lauf der abendländischen Wissenschaften ein, sondern war zugleich der Beginn der Wissenschaftstheorie im Sinne einer Reflexion auf die Wissenschaftlichkeit der angewandten Methoden und der durch sie gewonnenen Erkenntnisse. Diese Reflexion führte ihn zur Ausarbeitung einer Logik, die er in seinen sechs Schriften umfassenden „Organon“ (Werkzeug) darlegte. Sie umfassen die Kategorienlehre, die Lehre der Schlüsse (Analytik I), die Lehre über den Beweis, die Kunst des Wahrscheinlichkeitsbeweises (Topik) und die sophistischen Widerlegungen.

Die Logik ist das Werkzeug des wissenschaftlichen Denkens und der Schlüssel dazu ist die Lehre von den Kategorien. Denn in ihr werden die Bedingungen definiert, die gegeben sein müssen, damit man die Frage nach der Wahrheit überhaupt stellen kann. Und genau hier kommen wir der Frage auf die Spur, weshalb die Kombination Geschlecht als Kategorie eine unmögliche ist: Kategorie heißt: „eine Aussage machen ... über“. Die Kategorien – nach Aristoteles sind es 10 – stellen die Bedingungen dar, damit man eine Aussage, einen Satz, auf seine Wahrheit hin befragen kann. Erst also, wenn ein Satz sich auf alle zehn Kategorien befragen läßt, kann man davon ausgehen, daß er eine Aussage enthält über etwas, was auch tatsächlich existiert und von dem man

deshalb sagen kann, daß er entweder wahr oder falsch ist. Die zehn Kategorien sind nach Aristoteles:

Substanz, Quantität, Qualität, Relation, Ort, Zeit, Lage, Status, Aktion, Affektion.

Wir sehen, das Geschlecht ist nach Aristoteles keine Kategorie – obwohl die Geschlechterdifferenz, so wie Fraisse formulierte, als Ringlein, das unsichtbar bleibt, aber das Spiel am Laufen hält, doch ständig präsent ist.

Dieses Spiel läßt sich bereits bei der Substanz lokalisieren. Ich kann jetzt hier leider nicht ins Detail der aristotelischen Kategorienlehre²³ gehen, möchte Ihnen jedoch doch Aristoteles' Definition der Substanz nicht vorenthalten. Sie führt uns auf direktem Weg zum Begriff des Genus und über diesen zur Frage, welche Schwierigkeit denn Aristoteles aus dem Weg geräumt haben mag, um die Wahrheitsfähigkeit der Sätze zu beschließen. Aristoteles Definition der Substanz lautet also:

„Substanz im eigentlichsten, ursprünglichsten und vorzüglichsten Sinne ist die, die weder von einem Subjekt ausgesagt wird, noch in einem Subjekt ist, wie z. B. ein bestimmter Mensch oder ein bestimmtes Pferd.“

Von dieser ersten Substanz unterscheidet er die zweiten Substanzen:

„Zweite Substanzen heißen die Arten, zu denen die Substanzen im ersten Sinne gehören, sie und ihre Gattungen (Genos) So gehört z. B. ein bestimmter Mensch zu der Art Mensch, und die Gattung der Art ist das Sinnenwesen. Sie heißen Substanzen, Mensch z. B. und Sinnenwesen.“²⁴

Die erste Substanz ist das Individuelle, der einzelne, die einzelne, das, was nur selbst Subjekt sein und von keinem Subjekt ausgesagt werden kann. Die zweiten Substanzen sind im Gegensatz dazu die Arten (eidé) und Gattungen unter denen die ersten Substanzen subsumiert werden. Es sind Allgemeinbegriffe, die es erlauben, alle Dinge in eine „natürliche/logische Ordnung“ zu fügen, die Welt erkennbar und wahrheitsfähig und wissenschaftlich darstellbar machen. Der griechische Begriff für Gattungen lautet: genos, Geschlecht. Diese Verbindung zwischen „Geschlecht“ und „Geschlecht“ im Sinne der Gattung existiert, wie der Begriff etwa des „Adelsgeschlechtes“ deutlich macht, auch im Deutschen.

Nun ist, wie wir gesehen haben, das „Geschlecht“ in Aristoteles' Kategorienlehre keine Kategorie. Dennoch kommt die Kategorienlehre nicht aus

²³ Eine sehr gute Einführung gibt: Ermano, Andrea, *Substanz als Existenz*, Eine philosophische Auslegung der prote ousia, Hildesheim, Zürich, New York 2000.

²⁴ Aristoteles, Kategorien, in: *Philosophische Schriften I*, übers. v. Rolfes, Eugen. Hamburg 1995, S. 3.

ohne den doppelbödigen Begriff des Geschlechts. So erscheint er bereits in der Definition der ersten Kategorie. Freilich nicht im Sinne der Geschlechtlichkeit eines Individuums, sondern im Sinne der Gattung, als des überindividuellen „Geschlechts“. Was Aristoteles meint, wenn er die zweiten Substanzen als Genos bezeichnet, ist Geschlecht im Sinne des Stammes, der Abstammung. In welche Schwierigkeiten Aristoteles freilich im weiteren Verlauf seines Versuches gerät, die Welt seinem logischen Aufbau zu subsumieren, hat die Historikerin und Philosophin Giulia Sissa in ihrem Aufsatz „Platon, Aristoteles und der Geschlechterunterschied“²⁵ herausgearbeitet. Er ist im ersten Band Antike der Geschichte der Frauen veröffentlicht und ich werde mich in der Folge auf ihn stützen, um deutlich zu machen, was es konkret heißt, daß die Geschlechterdifferenz eine unabschließbare Frage, bzw. das Undenkbare sei.

Wie vielleicht einige von Ihnen wissen, wurde die Geschlechterdifferenz in der Antike nicht als qualitative, sondern als quantitative Differenz gedacht. Insbesondere Thomas Laqueur hat dies in seinem bekannt gewordenen Buch *„Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung von der Antike bis Freud“*²⁶ gezeigt. Die Frau galt bis zur Schwelle zur Moderne nicht als das Andere des Mannes, sie wurde als ein Mann mit einem Minus betrachtet, sie war ein minderwertiger Mann. Sissa faßt dies folgendermaßen zusammen:

„Frauen und Männer sind ohne Unterschied zu allem befähigt. Bis auf den Punkt, daß das männliche Geschlecht das Weibliche immer übertrifft. (...) Quantitative Ungleichheit, Ungleichwertigkeit, Inferiorität. Das Menschengeschlecht wird von der Warte der politischen Strukturen aus als homogen betrachtet, aber der Gegensatz männlich-weiblich bleibt bestehen: Er ist von nun an darauf reduziert, daß die Männer jede der beiden Geschlechtern gemeinsam gestellte Aufgabe besser ausführen als die Frauen.“²⁷

Die Frauen sind anders als die Männer. Ihre Andersartigkeit ist jedoch „nur“ von quantitativer Art. Das mit den Frauen neu in die Welt gekommene „Genos“, das Weibliche verkörpert den Mangel. Das dies so ist, hat einen logischen Grund. Denn die Frauen dürfen, um der Einheit des Menschengeschlechtes willen, keine eigene Gattung sein. Damit stellt sich freilich die Frage erneut, was denn eine Gattung genau, was also „Genos“ bedeutet. Und hier werden nun die Schwierigkeiten virulent, mit denen Aristoteles kämpft. Sie gründen

²⁵ Sissa, Giulia. Platon, Aristoteles und der Geschlechterunterschied, in: *Geschichte der Frauen* Bd. I, Schmitt Pantel, Pauline (Hg.), Frankfurt a. M., New York 1993, S. 67–105.

²⁶ Laqueur, Thomas, *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschichte von der Antike bis Freud*, Frankfurt a.M. 1992.

²⁷ Sissa, S. 79 f.

darin, daß Genos in einem doppelten Sinn gebraucht wird, der sich doch beide Male wenn auch in unterschiedlicher Weise auf die Bedeutung des Geschlechtes im Sinne der individuellen Geschlechtlichkeit, also auf die sexuelle Differenz referiert. So bedeutet Genos im klassifikatorischen Sinne von Gattung eine Gruppe, die in Paare von Spezies bzw. Arten (eide) geteilt werden. Nun besteht das Menschengeschlecht aus Männern und Frauen, die im Rahmen dieser Klassifikatorik als zwei entgegengesetzte Formen (morphe) definiert werden. Doch sind diese unterschiedlichen Formen auch unterschiedliche Arten? Sie müssen und dürfen es, wie wir gleich sehen werden, zugleich nicht sein. Denn ebenso wie Platon vor ihm versteht auch Aristoteles unter „Genos“ eine Gruppe von Lebewesen, die sich durch Zeugung erneuert und fortpflanzt. Genos definiert sich von der Genesis her – der Erzeugung. Da nun die eingeschlechtliche Reproduktion im Fall des Menschengeschlechts nicht möglich ist, setzt die zweite Bedeutung von Genos die Differenz der Geschlechter hinsichtlich der Fortpflanzung voraus. Es muß also einerseits zwei unterschiedliche Geschlechter geben. Zugleich darf die sie unterscheidende Differenz jedoch die nicht in zwei unterschiedliche Gattungen teilen, da ansonsten die Einheit des Menschengeschlechtes nicht mehr gewährt wäre.

Der Naturwissenschaftler Aristoteles stand damit vor der schwierigen Aufgabe, den Beitrag der zwei unterschiedlichen Geschlechter zur Reproduktion so zu beschreiben, daß nicht zwei neue Geschlechter daraus resultieren. Wie aber ist zu erklären, daß sich zwei Geschlechter in einem Geschlecht reproduzieren? Aristoteles' Antwort bestand in der Einebnung der Geschlechterdifferenz auf die erwähnte quantitative Ungleichheit. Demnach unterscheidet sich die Frau nur insofern vom Mann, als sie in allem minder ist.

Diese Erklärung wird, wie wir gleich sehen werden, jedoch durch Aristoteles' Beschreibung der geschlechtsspezifischen Beiträge zum Zeugungsvorgang konterkariert.

Der Beitrag des Mannes bei der Zeugung ist die Form. Die Form bezeichnet im aristotelischen Kosmos die Seele und damit das eigentliche Wesen des Geschlechts (in beiden Bedeutungen). So weit geht das Konzept auf. Nun ist der Beitrag der Frau zur Zeugung aber nicht etwa eine mangelhafte Form, sondern, und dabei folgt Aristoteles einer anderen Metaphorik der Geschlechter, die mit der Auffassung des Geschlechterunterschiedes als eines rein quantitativen nicht mehr vereinbar ist, der Stoff. Dieser neuen Metaphorik entsprechend ist der Mann der Erzeuger und die Frau die Empfangende. Der Mann wird also als Akteur, die Frau dagegen als Erleidende, als Passive gesehen. Und nur aus dieser Metaphorik kann die These entspringen, daß der Beitrag der Frau zur Zeugung der Stoff ist, dem der Mann die Form, wie das Siegel dem Wachs ein-

prägt. Das Männliche steht nun für dasjenige, in dem der Anfang der Bewegung liegt, während das Weibliche jenes repräsentiert, das bewegt wird: die Materie. Aus dieser geschlechterdifferenten Zuweisung entspringt schließlich die Gleichsetzung von Männlich mit aktiv formgebend und Autonomie, während das Weibliche mit passiv, mit Materie und Heteronomie identifiziert wird. Autonomie bedeutet selbstgesetzgebend, heteronom dagegen anderen Gesetzen unterworfen, fremdbestimmt. Wir nähern uns damit, wie sie vielleicht bemerken, der Differenz von Kultur, die den Bereich der Autonomie abdeckt und Natur, die als Heteronomie, Fremdbestimmung erfahren wird und ahnen bereits die Verflechtung dieser Differenz mit der von Aristoteles beschriebenen symbolischen Differenz der Geschlechter.

Wir sehen, wie aus der Vermeidung des Fragens nach den Widersprüchen in der Bestimmung der Geschlechterdifferenz die Grenzziehung zwischen Selbstgesetzgebung und Abhängigkeit, bzw. von Geist und Körper und in der Folge von Kultur und Natur entspringt. Und wie andererseits das nicht Ablassen des Fragens entlang der Geschlechterdifferenz die Aufteilung der Welt in Oppositionen wie eben Kultur und Natur, ja wie das Konzept der Selbstgesetzgebung selbst, fraglich wird. Damit aber wird – mit der Möglichkeit einer Beantwortung der Frage der sexuellen Differenz – auch die Möglichkeit der Beantwortung der Frage nach der Differenz zwischen Kultur und Natur und jener nach einer Wahrheit, die sich nicht immer wieder der Geschlechtlichkeit zu stellen hat, fraglich. Als schwankende Grenze verlangt, wie Butler formulierte, die sexuelle Differenz nach einer stetigen Neuartikulation der Grenzsetzungen. Wir sehen also, wie das Fragen entlang der Kategorie Geschlecht die Bildung von wissenschaftlichen Kategorien auf ihre Historizität hinführt und damit das Wissen mit seiner eigenen Endlichkeit konfrontiert.

Das Ergebnis ist, daß nicht die Frau, sowenig wie die anderen Anderen die Mangelhaften sind, sondern der Mangel dem Wissen selbst anhängt.

Vielleicht ist es ja diese Erkenntnis, die Fraise und Butler so lustvoll nachdenken lassen. Sie hat auf jeden Fall – auch für mich – jedesmal etwas ganz außerordentlich Befreiendes.